

# VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

## Der Kurort der Frau Erzherzogin Stephanie: Abbazia.

Nichts Lieblicheres, Malerischeres und zu Frühlings-Billegiatur unwiderstehlich Einladenderes als Abbazia! — Wie ein köstliches Juwel hängt es am blitzenden Uferbände des alten, ewig schönen Liburner-Meeres! — Und doch — wie lange ist es her, seit der köstlich gelegene kleine Ort gleichsam von neuem entdeckt werden mußte, um dann freilich unter den Seebädern und Luftkurorten an der Adria eine der ersten und bevorzugtesten Stellen einzunehmen! Heute ist es geradezu ein Modobad geworden, zu dem die Erholungsbedürftigen, die Naturfreunde, die Mitglieder der „Gesellschaft“ von allen Seiten herbeiströmen, das vornehmlich von dem österreichischen und ungarischen Hochadel in „patronage“ genommen ist und zur Zeit die Mitglieder der erlauchtesten Familien des Kaiserstaates um die in der Villa Angiolina residierende Kronprinzessin-Erzherzogin Stephanie und deren hohen Gemahl vereinigt.

Vor einem so anspruchsvollen Publikum und einer so gesteigerten Frequenz des Ortes vermag natürlich auch die rührigste Verwaltung desselben kaum zu bestehen, obwohl Villen an Villen, eine immer schöner als die andere, aus dem üppigen Boden gleichsam aufsteigen und auch anspruchsvolleren Touristen immer zahlreichere Quartiere geschaffen werden; und so kann es trotzdem wohl geschehen, daß (wie in dieser Frühlingszeit)

mehr denn hundert Gäste an den Pforten dieses kleinen Paradieses abgewiesen werden mußten!

Inzwischen genießen die glücklichen „Besitzer“ die Reize der unvergleichlichen Lage, des milden Klimas, der herrlichen Seeluft, der entzückenden Umgebung mit doppeltem Behagen.

Da zieht eine Gesellschaft in glücklichster Stimmung unter dem schattenden Laubdach der Oliven nach dem benachbarten Fischerstädtchen Volosca hinüber, das sich wunderbar malerisch der Terrasse der Uferfelsen anschmiegt und in seinem Hafen mit geöffneten Armen gleichsam das blitzende Meer an seinen blühenden Busen zieht. Da schwebt eine andere auf elegantem kleinen Dampfer über die blauen Wogen hin, um den Ortchen Jsa, Lorrana oder Priluba, vielleicht gar dem Hafen von Fiume einen Besuch abzustatten; da wandern begeisterte Naturfreunde zum altherwürdigen Castua hinauf oder wallfahrten zu dem einsamen Kirchlein von Veprinaz, den zauberischen Ausblick auf das wallende und wogende Meer mit Entzücken in sich aufnehmend.

Eine der glänzendsten Vergnügungsfahrten, an der sich auch die höchsten Herrschaften, die gesamte Kurgesellschaft von Abbazia und eine außerordentliche Menge vornehmer Gäste aus Fiume und anderen Küstenstädten der Nachbarschaft mit höchstem Eifer beteiligten, fand unlängst statt. Große und

kleine Dampfer, Segel- und Ruderbote in großer Anzahl und in festlichem Schmucke trugen die luftfahrende Gesellschaft unter heiteren, weit über das blaue Meer hinschallenden Hornklängen, an der herrlichen Küste hin, und die gehobenste Stimmung, von der traumhaften Schönheit der Stunde, von der Farbenpracht in Luft und Land und Meer bis zum Poetischen gesteigert, umschlang die ganze Gesellschaft. Als ein Ausfluß dieser gehobenen Stimmung darf wohl betrachtet werden, daß sechs junge Komtessen aus den erlauchtesten Häusern Österreich-Ungarns ein vom Fregattenkapitän von Littrow gesteuertes Bot bestiegen und daselbe mit sechsfachem Ruderschlage in die Schiffslinie trieben, dem Dampfer des Kronprinzen tapfer folgend: ein Akt weiblicher Energie, der dem „Kometenbot“ den jubelnden Beifall der aristokratischen Gesellschaft erwarb. Die rückkehrenden Herrschaften, unter denen die Frau Erzherzogin Klotilde mit ihren lieblichen Töchtern, die Gräfin Sylva-Laronca, Graf Zichy nebst Gemahlin und Töchtern, Gräfin Pálffy, Graf Bombelles, Graf Breunner nebst den Komtessen Agathe und Hilda mit Auszeichnung zu nennen sind, vereinigte ein fröhliches Abendfest in den Prachtgemächern des „Hotel Stephanie“, den ereignisreichen Tag genüßvoll beschließend.

L. 3.



Der Hafen des Seebades Abbazia.

Nach einer Photographie.

Nachdruck verboten.

**Bigarreau.**

Novelle von André Cheuriet.

Deutsch von Natalie Nümelin.

(Schluß.)

V.

„Nimm dich in acht,“ flüsterte Norine am andern Morgen Bigarreau zu, als er mit einer Handfalle voll Knüppelholz an ihr vorbei fuhr, „als du gestern deinen Teller fallen ließest, erstarrte mir das Blut in den Adern! Wenn du schon am ersten Tag den Kopf verlierst, wird der Champenois, der so listig wie ein Marder ist, unser Geheimnis bald aufgespürt haben und nicht verfehlen, es gegen dich zu benützen.“

„Dieser Mensch gefällt mir nicht, und ich verabscheue ihn jetzt schon.“

„Thut nichts, man muß ihm doch freundlich begegnen, weil es besser ist, ihn für sich als gegen sich zu haben.“

Bigarreau versprach, vorsichtig zu sein, und versuchte sogar, sich bei dem Gefellen einzuschmeicheln, der ihn in seiner Arbeit anleiten sollte. Man hätte aber denken können, der Champenois sei gegen den neuen Gast voreingenommen gewesen. Er suchte ihn beständig bei einem Versehen zu ertappen. Obgleich er sehr wohl wußte, daß Bigarreau noch Neuling im Handwerk war, wies er ihm doch schwierige Arbeiten zu, und wenn der Ärmste dann ein Stück Holz verdorben oder mit dem Beil einen falschen Schlag gethan hatte, rief der Champenois den Vater Vincart herbei und erklärte diesem, die Beweise in Händen, daß der Lehrling immer ein ungeschickter Kerl bleiben werde.

Um den Champenois milder zu stimmen, hatte es ihrerseits Norine auf sich genommen, sich weniger widerspenstig zu zeigen und die plumpen Schmeicheleien „des Schielers“, wie sie ihn nannte, nicht mehr mit beißenden Bemerkungen abzuweisen. Aber auch hier sollte das Ergebnis ihrem Schützling nicht günstig sein. Als der Champenois merkte, daß er nicht mehr wie früher zurückgestoßen wurde, schrieb er diesen Umschlag seinen persönlichen Reizen zu und glaubte, Norine fange an füsamer zu werden. Er wurde immer fecker und sein Benehmen immer unerträglicher; Norine konnte nicht mehr mit ihm allein bleiben, ohne sich seinen Zubringlichkeiten auszusetzen. Die Geduld riß ihr, sie fuhr auf, wies „den widerwärtigen Schieler“ heftig in seine Schranken zurück und versiel wieder in ihr früheres abstoßendes Benehmen. Diese Wendung reizte den rachsüchtigen Gefellen aufs heftigste und erweckte seinen Verdacht, der einen Augenblick geruht hatte, aufs neue.

Die Eifersucht erzeugt bei demjenigen, den sie ergriffen hat, einen feinen durchdringenden Blick, sie schärft den Geist und steigert das Sehvermögen wie das Gehör fast bis ins Krankhafte. Der Champenois witterte etwas von Liebe in der Atmosphäre des Holzplatzes vom Vater Vincart. Er belauerte die jungen Leute und erriet die Natur des noch unklaren Gefühls, das sie zu einander zog, ehe sie sich selbst dessen bewußt wurden. Von diesem Augenblick an erzeugten die getäuschten Hoffnungen und die gekränkte Eitelkeit in seinem Herzen einen giftigen Groll, dessen Opfer der unglückliche Bigarreau wurde. Der Gefelle, der sich alle Mühe gab, ihm das Leben schwer zu machen, ersparte ihm weder Schimpfreden noch Mißhandlungen.

Bigarreau, seit lange an die Gefängnisordnung und die Plackereien der Aufseher gewöhnt, ließ die schlechte Laune und das ungerechte Vorgehen des Champenois anfangs mit philosophischer Ruhe über sich ergehen, trotzdem wurde er manchmal unwillig und mußte mühsam seinen Zorn unterdrücken, um einen Streit zu vermeiden, der unsehbar zu seinem Nachteil ausgefallen wäre und damit geendet hätte, daß er vom Holzplatz weggeschickt worden wäre.

„Ich halt's nicht mehr aus,“ sagte er eines Morgens zu Norine, als sie zusammen im Bach Krebsse fingen; „wenn der Champenois so fort macht, endigt's damit, daß ich ihm an den Hals springe und ihn erdroffele.“

„Habe Geduld, mein armer Claude,“ entgegnete das junge Mädchen, während es die feuchten Arme aus dem Wasser zog und die widerspenstigen Haare, die bis auf die Augen herinfielen, nach hinten warf, „das vergeht alles wie der Schnee im März. Der Champenois wird auch nicht ewig bei uns bleiben. Ich will schon ein Mittel finden, daß er sich mit dem Vater überwirft und fortgejagt wird. Nur muß man bis dahin schlau sein, denn er ist heimtückisch, und so lange wir in dieser Gegend weilen, fürchte ich immer, er könne erraten, von wo du gekommen bist.“

Sie hatte den Kopf erhoben und Bigarreau zugewandt; sie versuchte ihm mit ihrem klaren, lächelnden Blick Mut einzuflößen.

Sie stand fest in der Strömung, den Rock geschürzt und bis in die Höhe der Kniee zurückgestreift, die Haare fielen über die Schultern herab, deren weiße Haut durch das zu enge Leibchen, dessen Nähte an manchen Stellen gerissen waren, hervorschimmerte. Die Wölbung der Erlen, deren Äste sich über der Strömung kreuzten, warf ein kühles Dämmerlicht über sie, in dem ihre schwarzen Augen blitzten, wie Diamanten im Dunkeln.

„Leider,“ fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, „fürchte ich, daß seine bösen Gedanken schon auf diese Spur geraten sind. Und dabei fällt mir ein, daß du mir einmal sagtest, Claude, du habest deine Sträflingsjacke hier in der Gegend irgendwo versteckt, nicht wahr?“

„Ja, unter einem Stein, bei der Wiegung des Baches.“

„Glaube mir, es ist besser, du gehst hin und grabst sie

aus und wirfst sie in ein tiefes Loch oder verbrennst sie, was noch sicherer wäre.“

„Glaubst du dem, daß unser Schieler sie da aufspüren wird, wo sie ist?“

„Ich fürchte alles von einem so schlechten Menschen wie der Champenois.“

„Bah,“ erwiderte Bigarreau unbekümmert, „wenn das Unglück will, daß ich wieder entdeckt werde, so könnte ich mich in einen Fuchsbau verkriechen und würde doch ergriffen werden. Ich habe in meinem ganzen Leben niemals Glück gehabt, außer an dem Tage, an dem ich zu euch gekommen bin.“

„Ein Grund weiter, alles zu thun, um auch da zu bleiben,“ rief Norine die Stimme runzelnd und ungestüm aus dem Wasser springend.

„Du denkst nur an dich,“ fuhr sie unmutig und vorwurfsvoll fort.

Sie hatte sich zwischen den wilden Thymian auf dem Abhang in die Sonne gesetzt und streckte sich da mit schmolender Miene aus, die Ellbogen im Gras und die Hände in das zerzaute Haar vergraben. Bigarreau ging ihr nach.

„Bist du böse, Norine?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte sie ärgerlich. „Du steiffst dich darauf, nichts hören zu wollen, und du machst dir nichts aus dem, was andere bekümmert.“

Er nahm ihren Arm und versuchte ihr Gesicht zu enthüllen, das sie hartnäckig in den Händen verbar.

„Verzeih, meine liebe, kleine Norine,“ stammelte er in flehendem Ton, „ich wollte dich ja nicht kränken; wenn ich nur an mich denke, so ist das eine schlechte Gewohnheit, die ich mit der Zeit angenommen habe, denn vor dir hat sich noch niemand darum bekümmert, was aus mir wurde. Aber ich müßte der Herzloseste der Herzlosen sein, wenn ich deine Güte vergessen könnte.“

Es war ihm gelungen, ihre Hände zu ergreifen, die sie ihm nun überließ. Sie schwiegen jetzt beide. Wie eine Mutter ihr Kind auf dem Schoße in Schlummer wiegt, so beruhigte diese der Wald durch das Summen der Käfer, durch das Murren des fließenden Wassers und das ferne Gurren der Holztauben. Die zertretenen Stiele des Thymians und des Majorans verbreiteten einen süßen Duft um sie her, der ihnen langsam zu Kopfe stieg, und Bigarreau beschlich ein wohlige Gefühl, das ihm das Sprechen und beinahe das Atmen unmöglich machte.

Norine schlug ihre Augen, die wie Brombeeren im Morgentau leuchteten, langsam zu dem Lehrling auf. „Du verprückst mir, auf deiner Hut zu sein, nicht wahr?“ flüsterte sie. „Ich habe eine Ahnung, daß der Champenois irgend eine Schleichheit gegen dich ausbrütet.“

„Warum?“

„Weil er eifersüchtig ist. Er ist mehr wie je hinter mir drein! Heute früh in dem Schuppen wollte er mich küssen, und da habe ich ihm mit der Hand eins ins Gesicht geschlagen. Da hat er hämisch gelächelt, mich mit seinem bösen Auge verächtlich angesehen und gesagt: „Wenn dieser Landstreicher von einem Lehrling an meiner Stelle wäre, so würdest du weniger Schwierigkeiten machen.“ Da ist mir die Geduld gerissen und ich rieb ihm unter die Nase: „Sicherlich, ich würde ihn viel lieber haben, als einen alten Schieler wie dich.“

Bigarreau errötete.

„Und — und ist das wahr, Norine?“

„Ich lüge nie,“ stotterte sie und barg ihr Antlitz in dem wilden Thymian. „Und dann,“ fuhr sie mit einer durch die Kräuter beinahe erstickten Stimme fort: „Ich habe viel mehr Freundschaft für dich, wie du für mich! Ich habe es eben wohl gemerkt, daß du dich an den Gedanken gewöhnen würdest, mich zu verlassen, während ich, wenn du fortgingest . . .“

Sie unterbrach sich, um in Thränen auszubrechen.

„Norine, meine liebe Norine, weine nicht.“

Er hatte ihren Kopf in seine Hände genommen und emporgehoben; ganz bestürzt über ihr Weinen, hatte er sein Gesicht dem Norinens genähert. Mit brüderlicher Zärtlichkeit suchte er ihre Thränen zu stillen, indem er sie auf die Augen küßte. Da schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals, und zum ersten und einzigen Mal berührte Bigarreaus Mund die jungfräulichen Lippen des Mädchens.

Die Empfindung dieses einzigen, beseligenden Kusses floß wie ein Zaubertrank, Tropfen um Tropfen, durch die Adern dieser jungen Menschenkinder und machte sie für einen Augenblick trunken und selbstvergessen. Ein Rascheln in den Zweigen; das von einem Reh herrührte, das am Bach hatte trinken wollen und beim Anblick dieser zwei unbefangenen Liebenden erschreckt zurückfuhr, weckte sie aus ihrer Verzückung. Norine war mit einem Sprung auf ihren Füßen und entfloß nun, mit Rot übergossen, verlegen und doch freudig, ebenfalls und verschwand hinter den jungen Erlen am Bache.

Bigarreau blieb mit seinem laut pochenden Herzen allein auf dem Abhang; er fühlte noch die feuchte, wonnige Berührung von Norinens Lippen auf seinem Mund; es war ihm, als ob der Waldesrand sich um ihn drehte, ja der Boden unter seinen Füßen weiche und unmerklich nach dem Bach hinuntergleite, dessen tiefes Rauschen ihm noch einmal so stark in den Ohren klang. Nach und nach kam er wieder zu sich selbst und erinnerte sich des Norinen gegebenen Versprechens; er wollte sich die Nähe des Steines, unter dem er seine Jacke verborgen hatte, zu nutze machen, um das verräterische Kleidungsstück wieder zu holen und sich seiner auf immer zu entledigen. Noch halb taumelnd, wandte er sich nach dem steilen Ufer des Baches. Er bewegte den Stein mit dem

Fuß und hatte ihn schon fast emporgehoben, als er flugerweise noch einmal den Kopf aufrichtete und auf der andern Seite des Baches in der halben Höhe des Abhangs im Hintergrund das Schattenbild des Champenois sich unbeweglich abheben sah. Er fürchtete mitten in seinem Geschäft überrascht zu werden, ließ die große Steinplatte wieder fallen, setzte sich darauf, wie ein Müßiggänger thut, als ob er Kieselsteine in die Strömung schleuderte, schnitt sich einen Stock aus einer Haselstaude und entfernte sich dann mit gleichgültiger Miene.

Eine Viertelstunde lang blieb die Schlucht wieder verlassen. Das Reh, das durch die jungen Leute verschreckt worden war, konnte sich aus dem Dickicht, in das es geflüchtet war, hervorwagen und an der Quelle trinken. Die Amfeln, Drosseln und Elstern in der Nachbarschaft machten es ihm nach. An dem Platz, auf dem Norine und Bigarreau gesessen und wo die zusammengedrückten Pflanzen noch ihre Spuren zeigten, begannen Thymian und Majoran langsam ihre umgelegten Stiele wieder aufzurichten. Einen Augenblick schien es, als ob nun die Natur den gewöhnlichen Gang ihres Lebens wieder aufnehmen wollte, als plötzlich das Erscheinen eines zudringlichen Menschen alles wieder aus dem Geleise brachte.

Der Champenois, der sich zwischen den Schößlingen des gegenüberliegenden Abhangs versteckt gehalten hatte, setzte sich nach dem Bache hin in Bewegung, durchschritt denselben ohne weiteres, indem er dem wechselvollen Laufe desselben bis zu dem weißen Steine, auf dem Bigarreau gesessen hatte, folgte und blieb bei demselben stehen.

Er bediente sich seiner Hände statt eines Hebels, drehte rasch den Stein um und sein rotbackiges Gesicht leuchtete von innerer Befriedigung.

„Sicherlich,“ brummte er in den Bart, während er die von der Feuchtigkeit halb zerstörte Jacke auseinander legte, „haben wir hier das Geheimnis.“

Er untersuchte das Kleidungsstück und drehte es nach allen Richtungen hin; auf der Rückseite des Kragens konnte man noch die mit Druckerwerkzeuge geschriebenen Worte lesen: „Centralgefängnis zu Cl. Numero 24.“ Er stieß ein dumpfes Gurren aus, legte die Jacke wieder in ihr lehmiges Versteck und ließ den Stein darauf fallen.

„Ich wußte es wohl,“ murmelte er, „der Vogel ist aus dem Käfig in Auberive entwischt. Warte nur ein bißchen, Gefängnisvogel, du! Man wird dir deine Flügel wohl nicht mehr wachsen lassen.“

Er steckte die Hände in die Taschen und erklimm pfeifend den Laufgraben, der den Wald in der Richtung der Landstraße durchschnitt.

Der Schall seiner eisenbeschlagenen Schuhe und sein Pfeifen verflangen nach und nach unter den Bäumen, und die Schlucht bekam wieder ihr stilles, einsames Gepräge.

Der Champenois erschien zum Abendessen wieder und erzählte, er sei in Colmiers beim Hufschmied gewesen und habe ihm ein Werkzeug zum Reparieren gebracht.

Er schien gesprächiger und besserer Laune als gewöhnlich zu sein, und Vater Vincart behauptete, er müsse bis zur Schenke vorgedrungen sein.

Norine und Bigarreau, noch tief ergriffen von dem plötzlichen Aufblühen ihrer Liebe und damit beschäftigt, sich an ihren Erinnerungen zu laben, nahmen an der Unterhaltung nur geringen Anteil. Das Abendessen dauerte nicht lange, und dann ging man schlafen. Goldglänzend ging am nächsten Morgen die Sonne am klaren Sommerhimmel auf. Die Arbeit drängte auf dem Holzplatz, und man machte sich früh ans Geschäft. Vater Vincart und der Champenois saßen über ihren Block gebeugt, höhnten die aus dem Groben gearbeiteten Holzschuhe aus und reichten sie dann Norinen, die sie mit Hilfe der Schabe vollends fertig machte.

Die so vollendeten Holzschuhe wurden nun von Bigarreau, das Unterste zu oberst geordnet, dugendweise über einem Feuer von noch grünen Hobelspänen eingeräuchert. Gegen zehn Uhr etwa hörte man auf, um einen Bissen zu sich zu nehmen und einen Schluck Landwein zu trinken, und sämtliche Werkleute arbeiteten nun ebenso geräuschvoll mit den Rinnbacken, als sie vorher fleißig mit den Händen gewesen waren.

Plötzlich, als er eben den Kopf erhob, um die Flasche an die Lippen zu setzen, sah Vater Vincart, wie sich etwas ganz Ungewöhnliches zwischen den Bäumen des vor ihm liegenden Gehölzes bewegte. Durch die rasch zurückgebogenen Äste konnte man gelbe Sälbekoppeln und Uniformen erkennen.

„Postausend!“ rief er aus, „hier giebt's was Neues.“

Norine hatte zugleich mit ihm alles gesehen.

„Die Gendarmen,“ flüsterte sie, „fliehe Claude!“

Bigarreau war schon auf den Füßen und im Begriff die Flucht zu ergreifen, als ihm der Champenois ein Bein stellte, sodas er zur Erde fiel. Zugleich stürzte jemand hinter der Hütte hervor, und als er sich erheben wollte, fühlte sich der Lehrling von einer Eisfaust umklammert, deren Besitzer er schon an der Art erkannte, wie ihm die Finger die Haut zerquetschten.

„Geschmeiß du!“ rief der Oberaufseher Seurrot und schüttelte den unglücklichen Gefangenen, „finde ich dich endlich! Diesmal will ich dir die Lust zum Ausreißen schon vertreiben.“

Er versetzte ihm Rippenstöße. Weich, mit zusammengepreßten Zähnen, empfing Bigarreau die Püffe ohne zu wanken. Die Gendarmen hatten den Waldbrand verlassen und kamen im Sturmschritt an.

Norine war zuerst so niedergeschmettert, daß die Bestürzung sie der Sprache beraubte. Ihre schwarzen Augen wurden drohend, ihre Hände ballten sich krampfhaft.

„Schuft!“ rief sie, die Faust nach dem Champenois ausstreckend, „du, du hast ihn verraten!“

Der Gefelle zuckte mit böshafem Lächeln die Achsel und drehte ihr den Rücken zu.

„Champenois“ brummte Vater Vincart entrüstet, „das hätte ich nie von dir geglaubt.“ Dann wandte er sich an die Gendarmen:

„Verzeihen Sie, meine Herren, warum wollen Sie diesen Jungen fortführen?“

„Dieser Junge,“ entgegnete der Unteroffizier Fondreton streng, „ist ein Bursche, der aus dem Gefängnis in Auberville entflohen ist, wohin wir ihn unverzüglich wieder bringen werden. Was Euch betrifft, Vater Vincart, so habt Ihr Unrecht gethan, einen solchen Taugenichts bei Euch zu behalten, ohne der Obrigkeit Anzeige zu machen, und Ihr laßt Gefahr, als Mitschuldiger gerichtlich belangt zu werden. Und nun vorwärts!“

Aber Norine hatte sich zwischen die Gendarmen und Bigarreau geworfen und versuchte, ihn der Faust Seurrots zu entreißen.

„Ich bitte euch, ihr Herren, laßt ihn los, laßt ihn los!“ flehte sie. „Er ist nicht schlecht, er arbeitet, und bei uns wird er ein guter Mensch, während er dort unten, bei all den Gefangenen verloren ist, verloren! Ich bürgte für ihn, geben Sie ihn frei, wir werden einen guten Arbeiter aus ihm machen.“

Die Liebe machte sie erfinderisch und gab ihr Gründe ein, die, wie sie glaubte, jeden vernünftigen Menschen überzeugen mußten; aber die unerbittlichen Gendarmen ließen sich so wenig erweichen, als ob sie Steine wären. Norine versuchte hartnäckig den Weg zu versperren.

Der Oberaufseher schob sie rauh zur Seite.

„Wir wollen gehen,“ sagte er, seinen Gefangenen vorwärts ziehend.

„Norine, Vater Vincart lebt wohl!“ stieß Bigarreau mit ersticker Stimme hervor, „ich werde euch nie vergessen.“

Der Gefangene und seine Bedeckung entfernten sich rasch auf dem Waldwege, aber Norine verfolgte sie hartnäckig und die Gendarmen hatten genug zu thun, um sie in einiger Entfernung zu halten. Norine beschwor sie vergeblich, ihren Freund noch einmal umarmen zu dürfen. Als sie sah, daß die Gendarmen unerbittlich blieben, wurde sie wild und schrie:

„Ihr habt kein Herz im Leibe! Schämt ihr euch nicht, zu dreien einen armen Jungen zu mißhandeln? Aber ich werde euch nicht ungeschoren lassen, ich gehe zum Präfecten, zum Kaiser und fordere ihn zurück! Claude gehört uns, ich will ihn, ich will ihn! Gebt ihn mir zurück!“

Mit aufgelösten Haaren und funkelnden Augen erfüllte sie den Wald mit ihrer Wehklage. So folgte sie ihnen bis zum Waldessaum, wo sie erschöpft und heiser vom Schreien am Rand des Weges niederfiel.

„Norine,“ murmelte Bigarreau, während ihn Seurrot auf die Landstraße stieß, „es ist verlorene Mühe, gehe nach Hause zurück. Lebe wohl! Gehe, ich liebe dich sehr!“

„Claude!“ rief sie.

Die Gendarmen und der Gefangene entfernten sich auf der staubigen Straße, und hinter ihnen her klagte Norinens verzweifelte Stimme:

„Claude, mein Claude!“

„Gendarm Schnapp,“ sagte der Unteroffizier Fondreton zu seinem Untergebenen und bis auf seinen Schnurrbart, „das Geschrei des jungen Mädchens dreht mir das Herz im Leibe um — sagen wir mal, wie ein Trommelwirbel. Es giebt Augenblicke, Schnapp, wo es schwer ist, seinen Dienst mit seinen Gefühlen in Einklang zu bringen.“

## VI.

Am Abend nach dieser Begebenheit trat der Gefängnisdirektor strahlend in das Wirtszimmer, wo ihn der Oberforstmeister Yvert zum Abendessen erwartete.

„Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt, daß er nicht weit springen werde!“ rief er aus, „die Gendarmen und der Oberaufseher haben meinen Flüchtling in einem Waldversteck gefaßt und im Triumph zurückgebracht. In diesem Augenblick ruht er im Gefängnis aus.“

Ein graufames Lächeln spielte um seinen Mund, und sein Auge bligte wild, als er mit einer bezeichnenden Bewegung seines elfenbeingezierten Stockes sagte:

„Der Oberaufseher war wütend und hat dem Burschen, ehe er die Thüre hinter ihm schloß, eine Züchtigung erteilt, die ihn wohl von der Lust zu Spaziergängen im Freien heilen wird.“

Diese Züchtigung sollte Bigarreau in der That für immer davon heilen.

Ohne alle Rücksicht auf dessen Gesundheit warf Seurrot seinen Gefangenen, noch schweißtriefend von dem weiten Weg in der Sommenglut, in eine Gefängniszelle. Ganz unvermittelt vertauschte Bigarreau das warme, heitere Sonnenlicht der Fluren mit einem dunkeln, eisigkalten Kerker. Die schauerliche Dunkelheit dieser Zelle verdoppelte sich für ihn durch die Erinnerung an die drei in der Freiheit verlebten Wochen und durch den Schmerz, gewaltsam von dem einzigen Wesen getrennt worden zu sein, das ihn je geliebt hatte. In seinen Ohren tönt noch das verzweiflungsvolle Schreien Norinens, und seine Augen sahen sie noch immer mit aufgelösten Haaren am Saume der Wälder von Colmier auf den Knien liegen. Jetzt ist alles aus, er wird sie gewißlich nie mehr wiederfinden, und das Leben kann nur noch ein böser Traum und eine Qual für ihn sein. Seine Sinne verwirren sich. Der dunkle Kerker bevölkert sich ihm mit Truggestalten: der Oberaufseher mit seinem Prügel bewaffnet, der Direktor mit dem graufamen Lächeln und den harten Augen; das grinsende, schiele Gesicht des Champenois. . . Bigarreau sieht sie alle deutlich aus dem Schatten heraustreten

und wild auf sich zustürzen. Zugleich scheinen sich die Mauern des Gefängnisses zu verengern, und die Luft geht ihm aus. Er ist am Ersticken, es braust ihm in den Ohren, schieße Hitze steigt in seine Schläfe und wechselt mit kaltem Schweiß und Schüttelfrost; und mit heiserer Stimme ruft er Norine zu Hilfe.

Als morgens einer der Aufseher in die Zelle kam, fand er ihn zähneklappernd, einem Fieberanfall zur Beute geworden. Man ließ den Gefängnisarzt kommen, der den Gefangenen untersuchte und eine Lungenentzündung konstatierte.

Der Gedanke an den schlimmen Ausgang von Bigarreaus Abenteuer hatte den Forstmeister beständig verfolgt.

Er warf sich vor, selbst die unfreiwillige Ursache seiner Flucht gewesen zu sein; er beschloß seine Fürsprache einzulegen, um wenigstens das Erlassen der Kerkerstrafe zu erlangen. Als er in das Arbeitszimmer des Direktors trat, teilte ihm dieser mit, daß der „Kerl“ krank geworden und ins Spital geschafft worden sei. Yvert bestand darauf, ihn zu sehen, und man führte ihn in ein neues Gebäude, das man zur Krankenpflege eingerichtet hatte. Er fand Bigarreau unter der dünnen Decke des vorschrittmaßigen kleinen Bettes, vom Fieber geschüttelt und von heftigen Beklemmungen gequält; er lag mit weit offenen Augen da und rebete irre. Er erkannte seinen Landsmann nicht, und dieser entfernte sich, nachdem er ihn noch der Krankenschwester aufs wärmste empfohlen hatte.

Als Yvert traurig aus der Gitterthüre des Gefängnisses trat, hörte er eine weibliche Stimme hinter sich, die ihn anrief:

„Mein Herr!“ Er drehte sich um und bemerkte ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren barhäuptig, in ein kurzes Kattunkleid gekleidet, mit großen, staubbedeckten Schnürstiefeln an den Füßen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie und betrachtete ihn forschend mit ihren großen schwarzen Augen, „sind Sie vielleicht einer der Herren vom Gefängnis?“

„Nein, meine Kleine,“ erwiderte er, „warum?“

„Ach,“ seufzte sie mit trauriger, enttäuschter Miene; dann faßte sie Mut und fuhr fort: „An wen muß ich mich wenden, um Nachricht von einem Gefangenen, der Bigarreau heißt, zu bekommen?“

„Bigarreau!“ rief Yvert erstaunt aus.

„Ja, ein Knabe, der entflohen war und den man gestern wieder hierher geführt hat. Bei uns hat man ihn gefunden.“

Sie berichtete ihm kurz die Flucht und Festnahme des jungen Gefangenen.

„Sie haben ihn uns wider unsern Willen entrißen,“ fuhr sie fort, „wenn sie nur das Herz gehabt hätten, ihn uns zu lassen, so würde er sein Brot ehrlich bei uns verdienen haben. Ich möchte das so gern den Herren des Gefängnisses sagen, wenn ich nur mit ihnen sprechen könnte. Glauben Sie, daß dies möglich ist, mein Herr?“

„Ich fürchte nur, sie werden nicht auf dich hören wollen, mein Kind,“ entgegnete Yvert und betrachtete Norine mit Verwunderung, dann fügte er hinzu:

„Ich kenne Bigarreau selbst, wir sind Landsleute und ich habe ihn eben besucht.“

Das Gesicht des Mädchens erhellte sich.

„Ach!“ rief sie aus, „wie geht es ihm?“

„Er liegt zu Bett, . . . ist krank.“

Norine wurde sehr bleich; ihre Lippen zuckten und ihre schwarzen Augen schwammen in Thränen.

„Ich möchte ihn sehen,“ sagte sie mit rauher Stimme, in der man ein Schluchzen hörte.

Yvert kannte die Strenge der Gefängnisvorschriften und wagte nicht, Norine zu täuschen, aber der zurückgehaltene Schmerz des jungen Mädchens hatte ihn ergriffen. Er versprach ihr, mit dem Direktor zu reden und für einen der nächsten Tage die Erlaubnis zu erlangen.

„Ich hoffe, daß es bis dahin Bigarreau auch besser gehen wird,“ setzte er hinzu, „komm' in zwei oder drei Tagen wieder!“

„Ich bin aber mit dem Vater allein auf dem Holzplatz!“ sagte sie leise, „und deshalb möchte ich mich nur entfernen, wenn die Sache sicher ist, wegen der Arbeit. Würden Sie wohl die Güte haben, mich zu benachrichtigen, an welchem Tage ich ihn sehen kann. Wir wohnen im Holzschlag von Val-Verveur. Ich heiße Norine Vincart.“

„Gut, Norine, ich werde dir die Antwort selbst bringen.“

„Tausend Dank, lieber Herr!“ sie stockte und schluchzte von neuem. — „Aber Sie werden ihn sehen, nicht wahr?“ — Sie nahm ein kleines Sträußchen aus rosa Heideblüten von ihrer Brust und reichte es dem Forstmeister. „Geben Sie ihm das von Norine. Sagen Sie ihm, daß ich es am Bach gepflückt habe und daß ich ihn küsse.“

Der Forstmeister nahm das Sträußchen und versprach, sich des Auftrages zu entledigen. Norine verschluckte ihre Thränen:

„Auf Wiedersehen, mein Herr, und baldige Nachricht!“

Und sie machte sich in der Richtung von Germain davon.

Den nächsten Morgen befand sich Bigarreau schlechter und ein Aufseher kam, um Yvert mitzuteilen, daß Numero 24 ihn sprechen wolle. Er setzte hinzu, daß die Sache dringend sei, weil man nicht glaube, daß der Gefangene die Nacht überlebe. Yvert eilte ins Krankenhaus. Der Knabe war nicht mehr im Delirium, aber er war sehr schwach. Die Beklemmung steigerte sich, und er atmete mühsam. Als ihn die Schwester von der Anwesenheit seines Landsmannes benachrichtigte, den er diesmal erkannte, hatte er noch die Kraft mit der Unterlippe seine gewohnte Grimasse zu versuchen.

„Das war Pech,“ murmelte er mit pfeifender Stimme, „männ ich nur noch fünf Minuten gehabt hätte, wäre ich in den großen Forst entkommen und könnte sie auslachen. . . Jetzt ist meine Rechnung abgeschlossen, Herr, und ich werde den Kirchturm von Billotte nicht wiedersehen.“

„Mein armer Bigarreau,“ unterbrach ihn der Forstmeister, „du bist jung und stark, du wirst das schon überwinden.“

Der Knabe machte mit den Wimpern ein verneinendes Zeichen.

„Sprechen wir von etwas Anderem,“ sagte Yvert, „ich habe eine Bestellung an dich von einem braven Mädchen, daß du in Val-Verveur kanntest, und das dich nicht vergißt.“

„Norine?“ frug ganz leise Bigarreau, dessen glasiges Auge plötzlich aufleuchtete.

„Haben Sie sie gesehen?“

„Ja,“ entgegnete der Forstmann, und zog die Heideblumen aus der Tasche, „hier sind Blumen, die sie am Bach für dich pflückte und durch die sie dir einen Kuß schickte.“

Bigarreau ergriff das Sträußchen und führte es an seine Lippen, wie um etwas von Norinens Kuß und dem Duft des Waldes einzusatmen; dann wurden seine Augen feucht.

„Liebes Mädchen! Es giebt doch noch gute Menschen in der Welt, Herr Yvert, und wenn ich bei ihr geblieben wäre, hätte ich so gut ein ehrlicher Mann werden können, wie ein anderer auch. Ich fing schon an, die alte Haut abzuzreifen, da kam der Oberaufseher dazwischen und. . . vorbei war die gute Zeit! Ich werde Norine nicht mehr sehen, aber ich bitte Sie um die Liebe, ihr auch ein Andenken von mir zu überbringen. Geben Sie mir meine Jacke, da, am Fuße des Bettes.“ Er durchsuchte die Taschen langsam und zog ein Messer mit Buchsbaumgriff, wie es die Schäfer haben, hervor.

„Sie werden ihr mein Messer geben, nicht wahr?“ fuhr er fort. „Ich weiß wohl, daß es ein ärmlisches Geschenk ist. Man behauptet auch, daß es die Freundschaft zerschneide. Aber unter diesen Umständen hat's damit keine Gefahr. Wenn Sie es Norine geben, wird der Tod wohl mir selbst den Faden schon abgeschnitten haben.“

Der Forstmeister suchte umsonst, ihn zu ermutigen.

„Nein, nein,“ wiederholte Bigarreau, „ich täusche mich nicht, ich werde den neuen Kirchturm, an dessen Anlage ich gearbeitet habe, einweihen. Ich habe Ihnen gleich gesagt, daß ich meine Zeit nicht aushalten werde. Immerhin ist dies gerade keine angenehme Todesart! Der Oberaufseher schlug unheimlich zu, so unheimlich, daß ich die Spuren seiner Streiche mit hinweg nehme. Um auf Norine zurückzukommen, so bitte ich Sie, ihr nicht vom Tod oder Kirchturm zu sprechen, wenn Sie sie wieder sehen. Sie wird Kummer genug haben, auch ohne dies! Sie werden ihr das Messer geben und sie von mir küssen und ihr einfach sagen, daß man mich fortgebracht hat, weit fort, wo ich es besser haben werde, und daß ich mit dem Gedanken an sie fortgegangen bin. Das werden Sie ihr sagen, Herr Yvert, und das ist wahr und nicht gesunkert.“ — Ein Hustenanfall unterbrach ihn, und die Schwester verabchiedete den Forstmeister, der sich entfernte, nachdem er seinen Landsmann noch geküßt hatte.

Den nächsten Tag machte sich Yvert traurig auf den Weg nach dem Holzschlag von Val-Verveur. Als er die Schlucht des Baches durchschritten und an dessen Ufer ein Stück entlang gegangen war, bemerkte er von der Mitte des Abhanges aus die Güte Vater Vincarts und bemühte sich, während er auf den Holzplatz zuging, seinem Gesicht einen heiteren Ausdruck zu geben, um Norine zu täuschen. Sie hatte ihn von weitem erkannt und lief ihm entgegen.

„Nun?“ frug sie atemlos.

„Es geht ihm besser,“ antwortete der Forstmeister lakonisch, „er leidet nicht mehr.“

Es kam ihm schwer an, das junge Mädchen zu täuschen, aber er dachte daran, daß er den letzten Willen Bigarreaus erfüllte, und daß dieser arme Teufel in der Einfalt seines Herzens geglaubt hatte, diese Lüge sei weniger schmerzlich für Norine.

„Ach, Gott sei Dank!“ rief sie tief aufatmend aus, „und kann ich ihn nun bald sehen?“

„Leider nicht, mein Kind. Der Arzt hatte eine Luftveränderung angeordnet, deshalb hat man ihn von hier fortgeführt, weit fort. . . in seine Heimat, er ist diesen Morgen abgereist.“

Die Augen Norinens standen voll dicker Thränen. „Abgereist,“ stammelte sie, „und ich soll ihn nicht mehr sehen?“

„Er hat viel an dich gedacht,“ fuhr der Forstmeister fort. „Ehe er ging, bat er mich, dir dies zu geben.“

Er reichte ihr das Messer. Norine nahm es und drückte es krampfhaft zwischen ihren Fingern.

„Er hat mir auch den Auftrag gegeben, dich von ihm zu küssen.“

Jetzt fing sie an zu schluchzen und neigte ihm ihr sonnverbranntes Antlitz zu, und er küßte sie auf die Stirne.

„Nun wohl,“ seufzte sie, „wenn's zu seinem Besten ist! Können Sie mir schwören, daß es ihm dort besser geht?“

„Ich schwöre es dir!“

Und er täuschte sich nicht, der Forstmeister. In dem neuen Kirchturm, am Waldessaum, wo die großen, schön gewölbten Buchen ihre Schatten über seinen Hügel warfen, da ging es Bigarreau „besser“. Er genoß jener ungestörten Ruhe, die weder von bösen Träumen noch den Leiden eines Gefängnisses gestört werden kann.



Holzchnitt nach Hugo Havenith.  
Photographie von Union, München.

Nachdruck verboten.

## Hausmusik und was dazu gehört.

Am Ausgang der letztjährigen Konzert-Saison, wo schon alle Welt der Musik im Salon müde zu werden und sich nach jenen anderen Konzerten, die Gottes gefiederte Sänger in Wald und Flur aufführen, zu sehnen anfing, fügte es der Zufall, daß — noch zu guter Letzt — ein paar Musikvirtuosen bedeutenden Ranges in unserer kleinen Residenz eintrafen und sich zu einer „Musikalischen Matinee“ vereinigten, deren Avertissement um einen nicht gewöhnlichen Eintrittspreis eine Reihe von allermodernten und allerhöchsten Pöbeln in Aussicht stellte. Trotz vorhandener Konzertmüdigkeit erwies sich die Matinee als sehr besucht: die Namen der Konzertgeber, die „schweren Pöbeln“; der Ehrgeiz, bei solcher Gelegenheit gesehen zu werden, die Besorgnis, für „unmusikalisch“ zu gelten, hatten die gute Gesellschaft“ vollzählig herbeigezogen, und für ihr schmerzliches Geld ließ dieselbe alle jene halbschreienden Prestidigitateur-Stücke, denen die Konzertierenden ihren Ruf verdankten, geduldig über sich ergehen.

Endlich war alles vorbei; die Künstler nahmen, schweißtriefend vortretend, den Lohn ihrer Tugend in rauschendem Applaus und dem Publikum begann nach dem Ausgang des Saales zu hasten. Mit einem Seufzer wie aus erleichteter Brust, erhob sich neben mir eine mir befreundete Dame, Gattin eines hervorragenden Gelehrten, zog ihre Spitzenmantille um die Schultern und blickte mich mit einem müden Lächeln an.

„Das hätten wir überstanden, Liebe! — Was doch die Künstler heutzutage alles „Musik“ nennen! Daß sich Gott erbarm! Sehen die beiden Genialen dort oben nicht aus, als hätten sie die zwei Stunden lang am Trapez gearbeitet?“

„Sie haben es sich wenigstens ebenso sauer werden lassen,“ erwiderte ich.

„Freilich! Und dergleichen ist mir gräßlich! Überhaupt dieses neueste Virtuositentum — o! — Nein, wenn ich Musik haben will, da drücke ich mich in meine Sofaede und höre zu, wie meine Söhne mit ihrem Vater ein Streichquartett von Haydn, Mozart, Beriot oder Weber spielen. Da geht einem das ganze Herz auf! — Denken Sie wohl noch dann und wann an das „Musikfränzchen“ unserer Jugend? Und wie das Ihr herrlicher Vater so einzig schön leitete! — Ach! es waren damals doch bessere Zeiten als heute, man mag mir sagen, was man will! — Good bye, dearest!“

Sie ging und überließ mich meinen Gedanken; den ganzen Heimweg, ja den ganzen Rest des Tages über mußte ich mir ihre Worte wiederholen und rücksinnend weiter spinnen. Gedachte ich doch jener Zeiten, die sie „die besseren“ genannt hatte, nur allzugen. Aus tiefen, anhänglichen Jugenderinnerungen entnahm von jeher meine Seele das, was sie im Innersten speist und trinkt!

„Es waren damals doch bessere Zeiten“ — ja wohl! Das Andenken an sie läßt mich allein die jetzigen — ertragen! — Die Worte der Freundin hatten eine besonders reiche Quelle von Erinnerungen in mir erschlossen: in stutender Fülle überströmten sie mein einsames Herz, säufend, erquickend. Das Familienleben von ehemals — ist es heute noch ebenso schön, noch ebenso inhaltreich?

Wenn ich einen Blick in die mir bekannten Lebenskreise thue und beobachte, wie Mann und Frau und Kinder — ein jedes seine eigenen Wege geht; wie das, was uns erhob, uns im Tiefsten erquickt, spurlos am Alten und Jungen vorüberzieht; wie alles lebendig dem äußeren, dem hohlen Schein, dem sinnlichen Genuße nachjagt und die Seele darben läßt — dann denke ich unserer Jugendheimat mit seliger Wemut und sage still und froh: „Es waren bessere Zeiten damals!“

Wir waren unter fünf Geschwister: ich das einzige Mädchen unter vier Brüdern, und auf uns allen lag etwas von der hohen musikalischen Begabung unseres teuren Vaters, von der idealen Gemütsstimmung unserer unvergeßlichen Mutter. Wie einfach war unser tägliches Leben und doch — wie reich! Wie schlicht unsere Genüsse und doch wie tief empfunden! Wie gering die jetzt so unentbehrlichen „Anregungen von außen“, und doch wie waren wir stets zu allem Schönen und Guten gestimmt; wie bereit, es aus uns selbst zu entwickeln, zur That werden zu lassen! —

Mein Vater, ein vorzüglicher und hochgeschätzter Jurist, pflegte und übte die Musik als edelsten Genuß des Lebens und machte alle Mitglieder seines Hauses deselben teilhaftig. Zuhören, während unsere Mutter mit wunderbarer reiner Intonation und seelenvollem Vortrag ein Lied von Franz Schubert, von Curjchmann, von Karl Loewe zu des Vaters meisterlicher Klavierbegleitung sang, gewährte uns Kindern schon in früher Jugend ein leidenschaftliches Vergnügen. Wir ahnten etwas davon, daß die menschliche Stimme doch von allen Musikinstrumenten das vollendetste und höchststehende sei!

Aber auch die übrigen Instrumente wurden bei uns nicht vernachlässigt. Schon früh begann der Unterricht — und welcher ein vorzüglicher Unterricht! — bei uns Kindern allen; jedem von uns wurde vom Vater das seiner Individualität entsprechende Instrument ausgewählt und einfaches, unablässige Sorgfalt angewendet, die Handhabung deselben zu einem integrierenden Teil unseres Gemütslebens zu machen. Noch heute erquickt mich, daran zu denken, mit wie heiligem Ernst diese Musikübungen bei uns betrieben wurden! Früh waren wir gelehrt worden, in der Kunst nicht ein bloßes Amüsement an Tonspiel und Wohlklang, sondern eine sittliche und sittigende Macht zu erkennen, vor der alles Kose, Gemeine und Frivole weichen müsse; und so, indem wir in die Tonwerke unserer großen Meister eingeführt wurden, überkamen wir etwas von dem, was sie bewegt hatte, da sie ihre Werke schufen; lernten wir gleichsam mit ihrer hohen Seele empfinden! — Daß Beethoven in seiner Kunst „etwas Heiliges“ erblickt habe, „weit höher als alle Weltweisheit“, prägte man uns schon in jugendlichen Jahren ein, und so geschah es, daß wir an die Werke des erhabenen Meisters nicht ohne weihvolle Schauer herangingen.

Aber freilich — bis wir dahin gelangten, waren viele Zwischenstufen zu ersteigen, und sie wurden planmäßig ersteigen. — Vergleiche ich den jetzigen Musikunterricht mit dem vor 40 Jahren, den ganzen Musikbetrieb von heute mit demjenigen von ehemals, so kamt ich nicht umhin, den Kopf zu

schütteln. Unzweifelhaft sind die Musiklehrer der Gegenwart vielseitiger, wohl auch gründlicher gebildet, als jene vor vier Jahrzehnten: sie haben in gründlichen Konservatorien alles Mögliche gelernt, haben ein Urtheil (und was für ein Urtheil!) über alles und alle, haben jeden Virtuosen von Bedeutung gehört, allen irgendwie beachtenswerten Aufführungen beigezogen und sind meist selber auf einem oder mehreren Instrumenten Virtuosen.

Und nun die Früchte? Denn an denen soll man sie doch wohl erkennen, nach denen beurteilen! — Ja, da sieht es gar nicht sonderlich erfreulich aus! — Oder wollte jemand im Ernst behaupten, unter der Hand der modernen Musiklehrer und Virtuosen seien musiktüchtigere, musiktverständigere, musikliebendere Generationen hervorgegangen? Die musikalische Bildung unseres Volkes sei eine allgemeinere, tiefere, würdigere geworden? Sein Interesse an der hohen Kunst ein ernsteres, weisevolleres jetzt als vor vierzig Jahren?

Wohl wird in allen Häusern geklimpert, gequitt, geblasen, und der moderne Lehrer läßt sich seinen Unterricht (in großen Städten wenigstens) fünfmal, zehnmal, ja zwanzigmal so teuer bezahlen, als der unmoderne, altmodische Lehrer der dreißiger und vierziger Jahre — aber was ist das Gesamtergebnis? Daß sich Gott erbarm! Wir sind vielmehr zurück als vorwärts geschritten, und vermöchte man den gleißelnden Firnis konventioneller Lüge und raffinierter Geschmackshuckelei von dem Musiktreiben unserer Tage abzustreifen, die Welt würde vor sich selbst in ihrer öden Blöße erschrecken.

Daran sind nun freilich nicht bloß die Lehrer von jetzt schuld: sie geben — in der Mehrzahl der Fälle — was sie selbst haben und geben können: brillantere Technik, dargegeben namentlich an einigen mühsam einstudierten Salonstücken, ein festes, schnellereites Urtheil über Kunst und Künstler, und jene moderne Suffizienz, welcher der Begriff „Pietät“ ein überwundener Standpunkt ist. Den größeren Teil der Schuld tragen die Eltern, die mit den eben genannten Resultaten des Musikunterrichts vollkommen zufrieden sind, oder denen es zu eigenem Bemühen um die rechte musikalische Durchbildung der Kinder einerseits — an tüchtigem Wissen, andererseits an jener hohen Idealität fehlt — die ehemals „Berge verjagte“, um die Kinder zu edlen Zielen zu führen! Wo soll auch eine moderne Hausfrau und Mutter, die in einem halben Dutzend Vereinen ihren Tag, und im Operntheater, öffentlichen Gärten oder anderen Vergnügungsorten ihren Abend verbringt, noch Zeit und Lust hernehmen, sich der ernsten, musikalisch-ästhetischen Bildung ihrer heranwachsenden Kinder zu widmen! — Oder welchen Anhalt, welche Leitung und Führung haben die Kinder des Hauses an Vätern, die ihren Tag zwischen dem Bureau und der Bierstube teilen und am Stattden den letzten Rest jenes himmelstürmenden Idealismus einbüßen, der — einer unverbürgten Sage nach — ein unveräußerliches Erbe unseres deutschen Volkes sein soll?!

Doch ich verliere mich, und unter der Bitterkeit des Schmerzes über eine modern verlassene, zerstreute und gemüthliche Majorität gerathe ich in Gefahr, einer edel- und hochgesinnten unmodernen Minorität, die nach wie vor gern ihren Kindern lebt und „den sichern Schatz im Busen trägt“, Gerechtigkeit vorzuenthalten. Das will ich nicht! Aber ich will auch nicht verhehlen, daß ich die Vergangenheit strebsamer, sinniger, gründlicher, idealer gesinnt erfinden habe, als die Gegenwart, und daß namentlich die Musikpflege eine edlere, keuschere, weisevollere war, als sie jetzt ist und — ja wieder werden kann! —

Und so zurück zu der Hausmusik unserer Jugend!

Unser Vater, obwohl selbst ein trefflicher Pianist (von niemandem habe ich das As-dur-Konzert von Hummel so schön spielen hören, wie von ihm) bedorzugte doch für die Hausmusik das Streichquartett, und nur unser zwei Geschwister wurden, als es sich um Erlernung eines Instrumentes handelte, an die Tastatur gebracht. Das Klavier kann, wie A. B. Marx in seinem Leben Beethovens einmal auspricht, das was es eigentlich will und nach dem allgemeinen Musiksinne sollte, nie vollständig austönen; seinen Tönen fehlt Dauer und quellendes Leben, seinen Melodien Zusammenhang und Schmelz. Aber hiermit weckt es die Phantasie, regt zur geistigen Erfüllung und Ergänzung an und weist in das Reich des Ideals. Also waltete das Klavier auch unter uns, und wir danken ihm schöne, fördernde, inhaltreiche Stunden; aber wenn das Leben des Hauses zu tiefstem Ausdruck kommen sollte, dann traten Vater und Brüder zum Streichquartett zusammen, und wir alle, Ausführende und Hörende, erquickten uns im innersten an dieser vergeistigten Form, in der es wohl überhaupt der Kunst vergönnt ist, bewegtes Seelenleben auszusprechen, Verstand und Gemüth zu gleicher Zeit mit den feinsten Fäden zu umschlingen. Was waren das für geistig belebte Abende im engsten Familienkreise! Welche Gehobenheit der Stimmung bei Eltern und Kindern; welcher Schwung und Fluß der Unterhaltung in solchen Stunden, über die Mozarts oder Haydns Genius den Zaubersstab schwang!

— Noch sehe ich des teuren Vaters geistvolle Augen glänzen, der geliebten Mutter schönes Antlitz freudenerklärt in der Erinnerung vor mir. Über solche Genüsse vergaßen sie der mancherlei Mühen und Kümernisse, die das Leben einmal jedem aufbürdet, und wie entlastet von aller irdischen Schwere atmeten wir dann alle auf. Hier erfüllte sich recht das schöne, hoffnungsvolle Wort des großen Dichters Haydn: „Es giebt hienieden so wenige der frohen und zufriedenen Menschen; überall verfolgt sie Kummer und Sorge: vielleicht, dachte ich, wird deine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der Sorgenvolle oder von Geschäften überlastete Mann auf einige Stunden seine Ruhe und seine Erholung schöpft!“ — Ja wohl! — Ruhe und Erholung erwuchs aus jenen, edler Hausmusik geweihten Stunden den Eltern wie den Kindern, und bereicherte unser inneres Leben in einem Maße, daß wir von deren Nutznießung bis zum heutigen Tage haben zehren können. Ein gereinigter, alles Seichte und Frivole verabscheuender Geschmack, ein geläutertes, allem Großen, Ernsten und Wahren zugewandtes Herz und Verständnis für die höchsten Ziele und Zwecke der Kunst — das alles danken wir dem schönen Familienleben im Vaterhause, danken wir vor allem jener liebevollen, sorgfältigen Musikpflege und den herrlichen Abendstunden, da wir im innigsten Verein uns an dem Schönsten und Herrlichsten erlabten, was die Tonkunst der sorgbeladenen Menschheit als erquickendste Stärkung spendet hat!

U. W.

Nachdruck verboten.

## Hervorragende Nürnberger Industrien.

Die Stadt Nürnberg hat von alters her einen verdienten Ruf. Als deutsche Reichsstadt hatte sie wiederholt auf die Geschichte des Reiches Einfluß, und Handel und Industrie förderten Wohlstand, Luxus und Kunst. Freilich, das freie lustige Leben, wie wir es in deutschen Residenzen, in Italien im 16. Jahrhundert sahen, vermischen wir auch in dieser Zeit in Nürnberg — es war bei allem Großartigen, was die Stadt schuf, ein spießbürgerlicher Zug: das sauer verdiente und hart erworbene Geld wurde in erster Weise und zu ernstlichen Zwecken ausgegeben. Die Stadt behielt auch in ihrer Blütezeit jenen ernsten Charakter, der sie heute noch auszeichnet, und der Luxus hatte immer einen würdevollen Anstrich.

Der dreißigjährige Krieg brach die Blüte der Stadt, und um das ganze Elend zu erkennen, welches derselbe brachte, braucht man nur an die Verordnung des Rats der Nachbarstadt Fürth aus dem Jahr 1652 zu erinnern, in der denjenigen Bürgern, die noch etwas vermögend waren, erlaubt wurde, mehrere Weiber zugleich zu haben und den katholischen Geistlichen befohlen ward, Frauen zu nehmen, um dadurch einigermaßen dem Mangel an Bevölkerung zu begegnen.

Erst in diesem Jahrhundert ist Nürnberg wieder gewachsen und hat seine große Vergangenheit wieder zu erreichen gestrebt und mit Erfolg erstrebt. Große Industrien entstanden — ich erinnere bloß an die Cramer-Klettische Eisengießerei mit 5000 Arbeitern — andere Industrien aus alter Zeit lebten neu auf, neue Industrien kamen dazu. Nürnberg ist so die Arbeiterstadt von heute geworden mit einer Bevölkerung, die an Fleiß und Rührigkeit von keiner übertroffen wird. Wer die Stadt zum erstenmale sieht, dem fällt sicherlich ein gewisses haftiges und eiliges Element auf, das alle Passanten auf den Straßen beherrscht. Es erinnert in dieser Beziehung Nürnberg etwas an London, mit dem es auch die stillen Sonntage gemein hat. Große Vergnügungsorte für Leute, die den Tag hindurch angenehm sich unterhalten wollen, wie z. B. große Kaffeehäuser, sind in Nürnberg unmöglich, es fehlen hierfür die Besucher. Erst nach des Tages Arbeit sucht der Nürnberger Erholung in den kleinen, alten Bierwirtschaften und in den erst in allerjüngster Zeit angelegten Parks.

Zu den Industrien, welche mit Nürnberg enge verwachsen sind, gehören die der Lebkuchen, der Spielwaren und der Bleistifte.

Die Nürnberger Lebkuchen waren schon im 14. Jahrhundert berühmt und haben seither ihren Ruf zu erhalten gewußt. Im 16. Jahrhundert lieferte der große, die Stadt umziehende Reichswald das hauptsächlichste Material für diese Industrie — den Honig. Die Zeidler, wie die Bienezüchter hießen und heute noch in Nürnberg genannt werden, bildeten eine weiterverzweigte und zahlreiche Gesellschaft, die in neuerer Zeit wieder große Bedeutung gewonnen hat.

Von den Spielwaren wollen wir nur drei Kategorien erwähnen, welche anderswo in dieser Vollendung nicht gefertigt werden. Dieses sind die Zinnfiguren, die Blechspielwaren und die mehr wissenschaftlichen Spielwaren, als Modell-Dampfmaschinen, Modell-Elektromotore, Nebelbilder-Apparate, Camerae obscurae u. Die Zinnfiguren-Industrie ist heutzutage eine wahre Kunstindustrie geworden. Die Figuren — z. B. jene von Heinrichsen — zeichnen sich durch genaueste Modellierung, künstlerische und genaue Bemalung und endlich vollständige Kostümtreue aus. Diese Figuren sind zugleich Lehrmittel für Schulen. Als Spielzeuge gehören sie in erste Linie dessen, was zugleich auch wirklich unterrichtet und bildet. Der genannte Fabrikant hat vollständige Begebenheiten, wie die Kreuzzüge, den trojanischen Krieg, in solchen Figuren dargestellt, und um das Interesse zu erhöhen, kleine Nadelchen verfaßt, welche die betreffenden Begebenheiten erzählen und Anleitung geben, wie die Figuren entsprechend aufgestellt werden können. — Die Blechspielwaren sind nach Name und Gattung unmöglich hier aufzuzählen. In einer Fabrik, wie z. B. die von Gebrüder Bing, kann der Besucher alles Erdenkliche und alles Mögliche sehen, was zu nützlichem Vergnügen dient: vollständige Küchen mit ganzer Einrichtung, alles was man im Hause braucht in verkleinerter Nachbildung. Dabei sind diese Spielwaren so solid, so sorgfältig gearbeitet, als wenn sie für den ernstesten Gebrauch bestimmt wären. Der Herd kann wirklich, wenn auch nur mit Spiritus, geheizt werden, die Kaffeemaschinen funktionieren, die einzelnen Geräte, Maschinen sind gebrauchsfähig. Wie früher Nürnberg berühmt war durch seine Puppenhäuser, so ist es jetzt bedeutend durch diese Blechindustrie, die tausende von fleißigen Händen beschäftigt.

Die Nürnberger Bleistifte genießen einen Weltruhm und sie verdanken diesen vor allen einem Manne, dem gegenwärtigen Freiherrn von Faber. Vor ihm litt diese Industrie an zwei Uebeln: es wurde die alte handwerksmäßige Herstellung der Bleistifte ohne Vervollkommnung weitergeführt und es wurde ängstlich vermieden, den Namen des Verfertigers zu nennen. Ursprünglich wurden die Bleistifte dadurch hergestellt, daß man gestoßenen Graphit mit irgend einem schmelzbaren Zusatz zu Blöcken bildete, diese Blöcke dann zerschnitt und so lange mit dem Zerschneiden fortfuhr, bis man kleine Stängelchen erhielt, die man in Holz faßte. Das neue Verfahren besteht im wesentlichen darin, daß man dem gestoßenen Graphit Thon zusetzt und den dadurch erhaltenen Teig in einer Maschine auf durchlöcherter Platten preßt, unter denen die Bleistiftstängelchen fadenförmig zum Vorschein kommen, worauf sie gerade gerichtet und gebrannt werden. Durch größeren oder geringeren Thonzusatz kann man den Bleistiften verschiedene Härten geben. Noch sei bemerkt, daß der Name Bleistift davon herkommt, weil man den Graphit früher für ein Bleierz hielt und Wasserblei nannte. — Der Wert der jährlichen Bleistiftproduktion Nürnbergs beträgt zwischen 3—4 Millionen Mark.

Eine außerordentliche Bedeutung hat in Nürnberg die Goldschlägerei, diese mühsame und saure Industrie, bei welcher trotz aller Versuche die Handarbeit nicht entbehrt werden kann. Wer in den äußeren Stadtteilen sich bewegt, der hört alle Augenblicke dieses taktmäßige Klopfen, wodurch die kleinen Goldbleche immer mehr und mehr ausgeschlagen und ausgedehnt werden, so daß sie schließlich völlig durchscheinend werden. Diese Gold-

Blätter, welche zur Vergoldung benutzt werden, haben und bekommen sehr unregelmäßige Ränder, die abgebrochen und zu feinem Pulver verarbeitet werden, womit Goldantriche erzielt werden. Die Nachfrage nach solchem Pulver — Bronze oder Verfat genannt — führte dann darauf, Kupferlegierungen direkt in Stampfwerken zu Pulver zu verarbeiten, und diese Industrie hat die erste vollständig überflügelt.

Mit diesen Industrien hängt zusammen die der leonischen Drähte, welche in denkbar größter Feinheit hergestellt und zu Geweben, Spitzen, Stickerien u. benutzt werden. Der Hauptbestandteil dieser Drähte ist Kupfer, welches entweder verguldet oder versilbert oder zementiert wird. Letzteres Verfahren besteht darin, daß man das Kupfer Zinkdämpfen aussetzt, welche die Oberfläche des Kupfers in Messing verwandelt.

Alle Industrien, welche aber großartige Verbesserungen erfahren haben, sind die Kassetten- und Majolikafabrikation, welche hervorragende Pflege finden. Die Kassettenfabrikation kann man mit der Herstellung der sog. Bismutkästchen in Zusammenhang bringen, welche vom 16. bis zum 19. Jahrhundert sich erhielt; die Majolikafabrikation hatte bekanntlich schon durch Hirschvogel, oder wie die alte Schreibweise lautet, Hirs-vogel, in frühester Zeit hier Eingang gefunden.

Zu den neu eingeführten Industrien gehören u. a. die Portefeuilfabrikation, deren hervorragendster Vertreter J. G. Kugler ist, die Metachromatypie, die sich aus kleinen Anfängen herausgebildet hatte und großartige Fabriken beschäftigt, wie die von C. Kocher; gehören endlich allbekannte Geschäfte, welche die Herstellung vollständiger Zimmereinrichtungen im alten Stil besorgen, wie das von C. Fleischmann.

Mit dieser Aufzählung ist aber die gewerbliche Thätigkeit Nürnbergs noch lange nicht umschrieben: wir wollten nur die wichtigsten Zweige nennen, welche heutzutage am meisten hervortreten.

Es ist Nürnberg verjagt geblieben, eine Kunststadt, der Erinnerung würdig, zu bleiben; aber als Arbeitsstadt nimmt sie den ersten Rang in Bayern, einen der ersten in Deutschland ein. Als Arbeitsstadt hat Nürnberg auch ein Institut, um das viele Residenzen sich beneiden dürfen, das bairische Gewerbemuseum, und als Ersatz für ihre verlorne Reichthummittelbarkeit beherbergt Nürnberg die Reste deutscher Kunst und deutschen Gewerbefleißes in dem großartigen Germanischen Nationalmuseum.

Mit verständnisvollem Sinne wird der alte Charakter der Stadt treu erhalten: aber um dieses herrliche Städtebild aus dem 16. Jahrhundert hat sich ein Kranz von Vorstädten mit freundlichen modernen Bauten und Anlagen gelegt, den schmückend und erfreuend die alte Moris mit ihrer Zollernburg krönt, und wie die Stadt ist auch der Charakter der Bewohner Nürnbergs sich treu geblieben — ein Zug der Ehrenhaftigkeit durchweht ihn, und die Gemüthlichkeit leidet keinen Abbruch durch die Hast und Eile, mit der jeder seine Geschäfte macht.

Nachdruck verboten.

### Die Pflege des Haares.

Von Dr. P. R. Koch.

„Ein schönes Haar ist eine wahre Zierde des menschlichen Hauptes,“ sagt der berühmte Prof. Hyrtl in seinem Lehrbuche der Anatomie, und der Hygieniker darf hinzufügen, daß rechtliches Verständnis von dessen Lebensbedingungen und seine sorgfältige Pflege viel zur Erhaltung dieser Schönheit zu thun vermag, weshalb wir uns darüber ein wenig heute unterhalten wollen.

Wenn sich die geehrten Leserinnen meiner Beschreibung der Haut in einem früheren Artikel dieser Zeitung (Seite 78 dieses Jahrgangs) gefälligst erinnern, so wird ihnen gegenwärtig sein, daß unterhalb der Oberhaut die Lederhaut als die eigentliche Nährschicht der Haut liegt, von welcher aus immer neue Zellen gebildet und vorgehoben werden, um schließlich der Abschleifung zu unterliegen. Ebenso werden sie sich erinnern, daß auf dieser Lederhaut papillenartig blutreiche Wurzeln stehen, die sogenannten Hautpapillen. Um nun von der Bildungsstätte der Haare eine Anschauung zu bekommen, stellen Sie sich vor, die Lederhaut mit ihren Papillen wäre eine Bettdecke und Sie machten in diese mit dem Finger ein kleines Loch. Dann würde dieser Ihr Finger einem Haar vergleichbar sein, welches aus einer in der Tiefe des Lochs liegenden Papille hervorstüßte. Das Loch selbst nennen wir bei der Haut die Haartaſche, die auf ihrem Grunde liegende und das Haar ernährend und emporeitende Papille aber die Haarpapille.

Wenn man ein ausgegangenes Haar betrachtet, so sieht man seine Wurzel folbenartig verdickt. Es ist dieser kleine Kolben nicht etwa die Haarpapille, welche niemals sich mit herausziehen läßt, sondern der wie der Boden einer Champagnerflasche gestaltete und die Haarpapille umfassende Anfang des Haares, den man als Haarzwiebel bezeichnet. Indem sich aus der Haarpapille immer neue Zellen herantreiben, wird das Haar immer weiter vorgehoben, wächst aus der Haartaſche heraus und kommt nun außen zum Vorschein. Da die Haartaſche nicht senkrecht, sondern schräg zur Oberfläche der Haut steht, starren die Haare nicht gerade empor, sondern legen sich seitlich übereinander.

Zur Seite der Haartaſchen befinden sich nun noch zwei für das Haar wichtige Gebilde: Einmal kleine Drüsen, die sog. Talgdrüsen, deren Ausführungsgang in die Haartaſche mündet und dahinein den von den Drüsen gebildeten Talg ergießt, welcher den Haaren Glanz und Geschmeidigkeit verleiht. Zweitens aber heften sich schräg an den Grund der Haartaſchen kleine Muskelfasern an, durch deren Zusammenziehung bei Kälte und bei Affekten das Sträuben der Haare und die Runzelung der Haut erzeugt wird, welche man Gänsehaut nennt.

In jedem Haare unterscheidet man drei Schichten: äußerst liegt das Oberhäutchen, aus dachziegelartig übereinander liegenden Plättchen bestehend, dann kommt die längsstreifige Rindenschicht und zu innerst die Marksubstanz, zahlreiche Hohlräume enthaltend, die beim lebenden Haare wohl mit dem Haartaſche gefüllt sind. Die Farbe des Haares ist abhängig von einem Farbstoff, welcher in teils körnigem, teils gelöstem Zustande die Zellen der Rindenschicht erfüllt. Im weißen Haar fehlt derselbe.

Während nun bei den Tieren der Wechsel ihres Haarleides

mit dem Wechsel der Jahreszeiten stattfindet, scheint das menschliche Haar von letzteren wenig abhängig zu sein und soll nach Dr. Pincus das einzelne Haar eine Lebensdauer von 2—6 Jahren haben. Nach diesem Forscher, der sich mit Messungen und Zählungen der Haare emsig beschäftigt, hat das Damenhaar durchschnittlich eine Länge von 22—28 Zoll (58—74 Centimeter), während es manchmal 36 Zoll (95 Cent.) und darüber lang wird. Aber lange nicht alle Haare erreichen diese Länge, sondern viele fallen schon bei größerer Kürze aus. Bei dem Wert, welchen obengenannter Haararzt der frühzeitigen Erkennung von Haarleiden beilegt, ist seine Angabe bemerkenswert, daß bei dem täglichen Haarverlust einer Dame, der die Anzahl von 50—60 Haaren nicht übersteigen soll, niemals mehr als der vierte Teil dieses Ausfalls unter 6 Zoll messen darf.\*

Öfters Abschneiden der Haarspitzen oder des ganzen Kopfhaares, das man bisher immer als vorteilhaft für den Haarwuchs erachtete, soll nach Dr. Pincus aber nichts nützen, vielmehr eher eine Verlangsamung des Wachstums der Haare bewirken! Dagegen ist Keitlichkeit und Schonung vor Zerrung dem Haare unbedingt nötig; namentlich dem langen Frauenhaar. Straffes Binden desselben und Zurückkämmen befördert sein Ausgehen. Daher ist namentlich bei Mädchen darauf zu achten, daß sie ihr Haar frei und lose tragen und es nur durch ein Band oder Netz leicht zusammenhalten.

Zur Reinigung der Haare und der Kopfhaut ist frisches Wasser wiederum das Beste. Dasselbe schadet den Haaren ganz und gar nichts. — Natürlich aber muß man einen durchs Baden nassen Kopf sorgsam vor Erkältung hüten. — Schädlich sind nur häufige und starke Brausen auf den Kopf. Sie würden den Haarboden zu empfindlich reizen.

Bei gesundem glänzenden und duftenden Haar ist die Anwendung von Haarölen und Pomade unnötig, und nur wenn ihm am „Naturöl“ fehlt, mag man ab und zu dergleichen gebrauchen. Aber auch dabei sind die einfachsten Mittel die besten. Öl und Fett wird bekanntlich mit der Zeit ranzig und schadet in diesem Zustande den Haaren. Durch allerlei wohlriechende Essenzen ist aber beim gekauften Haaröl und ebenso bei der Pomade dies Ranzigsein manchmal verdeckt und wird nicht bemerkt. Besser ist's daher, man verwendet zu seinem Haare einfach frisches Provençeröl oder ausgelassenes Rindermark, dem man zum Wohlgeruch für den jedesmaligen Gebrauch etwas Bergamottöl (oder Jasmin-, Lavendel-, Rosen-, Rosmarinöl u. s. w.) zusetzt. Dann geht man immer sicher, unverdorbenes Fett zu benutzen.

Vor den gekauften Pomaden ist auch noch aus einem anderen Grunde zu warnen. Sie enthalten nämlich häufig Zusätze von reizenden Substanzen (Spanischfliegen-Tinctur u. s. w.), welche den Haarwuchs angeblich befördern, aber bei mancher Dame einen geradezu schädlichen Reiz auf der Kopfhaut ausüben. Überhaupt soll man auch bei Haarschwund sich reizender Einreibungen und Waschungen enthalten. Eines schickt sich eben nicht für alle, und es handelt sich in manchem solchen Falle gar nicht um eine irrtümlich vorausgesetzte Schwäche des Haarbodens, sondern im Gegenteil um einen entzündlichen Zustand desselben, den mit solchen reizenden Dingen behandeln Öl ins Feuer gießen heißt.

Je mehr man übrigens Öl und Fett verwendet, desto häufiger ist eine Reinigung der Kopfhaut nötig. — Ebenso auch bei Bildung von Borsten und „Schinnen“. Man nehme dazu laues Seifenwasser. Milde wirkend, doch auch zweckmäßig ist Honigwasser, Mandel- oder Weizenkleie. Dr. Pincus giebt folgendes Rezept: Man nehme einen Eßlöffel voll Kleie, schütte sie in einen Topf kochenden Wassers, lasse sie 2—5 Minuten lang aufkochen, seihe dann das Wasser durch Leinwand ab und benutze es lauwarm oder kalt, je nach der Gewöhnung des Kopfes. Empfindliche Personen sollen nach jeder Waschung 1—2 Stunden lang jede starke Abkühlung vermeiden, und wenn die Haare völlig trocken geworden sind, sie etwas einölen.

Haarfärbemittel sind nach meiner Meinung unerlaubte „Verschönerungsmittel“, weshalb ich von ihnen nicht rede. Rotes Haar, das man früher zu verbergen eifrig bemüht war, ist ja übrigens heute in die Mode gekommen und wird mit Stolz zur Schau getragen, und grauer Haare braucht sich niemand zu schämen, der mit Ehren grau geworden.

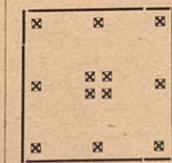
Ebenso wie das Färben ist mir das Tragen falscher Haare ein Greuel! Höchstens daß ich zum Schutze eines nackten Kopfes gegen Erkältung eine Perücke gestatte.

Das frühzeitige oder plötzliche Ausgehen der Haare ist oft von Erblichkeit bedingt, kann aber auch seine Ursache haben in Erkrankungen, sowohl Allgemeinerkrankungen, als auch lokalen Affektionen der Kopfhaut. Bei Entkräftung des Körpers durch Nervenleiden, Scharlach, ebenso durch Wochenbetten, bemerkt man starken Haarausfall, der aber glücklicherweise nach der übrigen Erholung durch Nachwuchs sich ergänzt. — Damen brauchen sich nicht zu ängstigen, wenn sie an ausgegangenen Haaren jene kleinen Kölbchen bemerken. Es sind das nur die Haarzwiebeln. Aus der Haarpapille wächst bald wieder ein junges Haar empor. — Meist heilbar ist auch jenes merkwürdige Haarleiden, bei dem einzelne freisrunde kahle Flecke inmitten eines oft üppigen Haarwuchses entstehen (die Alopecia areata oder Area Celsi). Oft ist der Haarausfall bedingt durch ein Leiden der Kopfhaut, das man Schmeerfucht oder Leborrhö nennt und das in der Bildung weißer kleienförmiger Schuppchen auf dem Kopfe besteht, und endlich ist noch zu gedenken zweier Haarkrankheiten, die auf dem Wachsen von Pilzen beruhen, des sog. Erbgrinds (Flavus) und der „Scherender Flechte“ (Herpes tonsurans). Diese Pilze werden öfters von Haustieren (Hunden, Katzen) auf den Menschen übertragen, ein Grund mehr, gegen solch „liebes Vieh“ nicht allzu zärtlich zu sein.

\* Haarkrankheiten und Haarpflege von Dr. Paul Pincus. 3. Aufl. 1885. (Bd. 13 der Mediz. Hausbücher.)

### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 74.

Man soll ein viereckiges Blatt, auf welchem zwölf Kreuzchen, wie in der nebenstehenden Figur ersichtlich, angegeben sind, in vier gleiche Teile zerlegen und zwar so, daß jeder Teil drei Kreuzchen enthält und kein Kreuz durchschnitten wird.



### Rätsel.

Ich bin, so weit dein Auge reicht,  
Wohin dich dein Gedanke trägt,  
Wo Lippe sich zur Lippe neigt,  
Wo Herz am Herzen selig schlägt,  
Da, wo die Flamme aufwärts steigt  
Und wo der Keim sich leise regt.

Geheimnisvoll und offenbar  
Bin ich und bleib' ich immerdar:  
Bald freudejauchzend, lusterfüllt,  
Bald schmerzgebeugt und gramumhüllt.

Der deutschen Sprache tiefer Sinn  
Als Sphinx stellt meine Zeichen hin,  
Die umgekehrt ein Wesen sind  
Von flücht'ger Art, wie Wolk und Wind. J. D.

### Auflösung der Aufgabe Seite 160.

A M  
C I O  
N H N T  
N E M E S I S  
A R R O  
P H V O  
A N  
1. Minerva. 2. Acheron.  
3. Nemesis. 4. Phaeton.

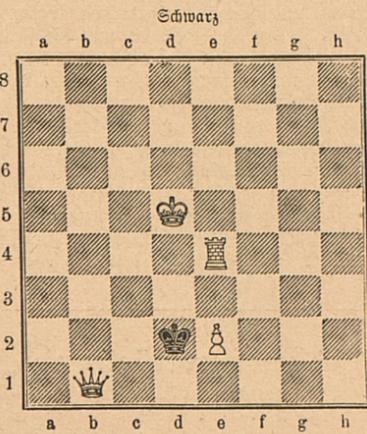
### Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 73 Seite 160.

Die Worte von ähnlicher Bedeutung sind: 1. Wert. 2. Ende. 3. Noß. 4. Korn. 5. Umsonst. 6. Einjam. 7. Raub. 8. Säumen. 9. Thran. 10. Kennzeichen. 11. Oberflächlich. 12. Meer. 13. Matt. 14. Tächtig. 15. Meuterei. 16. Abscheu. 17. Harm. 18. Lauter. 19. Taugen. 20. Rauf. 21. Ursache. 22. Graufiken. 23. Recht. 24. Schmil. 25. Tollkühn. Das Sprichwort lautet: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 198.

Von E. Pradignat.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt

### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 196 Seite 160.

- Weiß. 1. a4 — a5.
- Schwarz. 1. K d4 n. c5.
- Weiß. 2. D c7 — b6 matt.
- A. Weiß. 1. . . . .
- Schwarz. 1. T d6 — d5 (n. e6 oder anders).
- Weiß. 2. T c5 — c4 oder S f8 n. e6 oder D c7 — e5 matt.
- B. Weiß. 1. . . . .
- Schwarz. 1. S b7 zieht.
- Weiß. 2. D. matt.

### Wirtschaftsplaudereien.

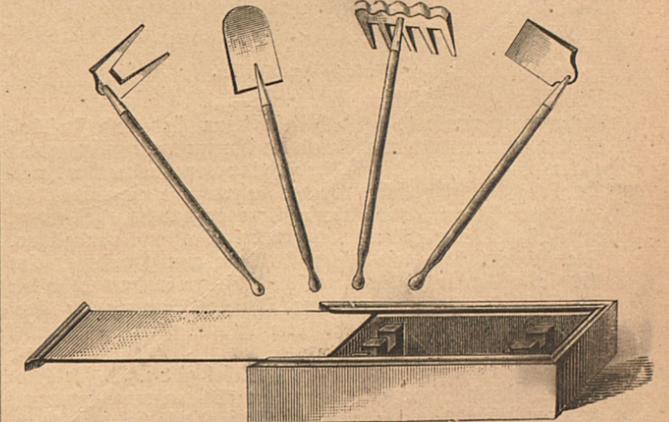
Neue Blumenkübel aus Rußbaumholz mit Ringen und Griffen von Cuivre poli.

Zu untenstehend illustriertem Pflanzentübel führen wir untern Leserinnen eine Saison-Neuheit vor, welche sich in ihrem Äußeren von allen bisher für den gleichen Zweck angewandten Geräten vorteilhaft unterscheidet. Während die Pflanzentübel bis jetzt aus gedöhten Holzlatten zusammengeleitet und durch eiserne Reifen einfach aneinander gehalten wurden, ist der hier beschriebene Behälter aus wenigen Stücken trockenem Rußbaumholzes gearbeitet, welche fest aneinander gepaßt sind und ein Zusammenfallen des Kübels, selbst wenn solcher in warmen Räumen steht, unmöglich machen. Die Außenseite des Kübels verdient besondere Beachtung; dieselbe ist kunstvoll geschnitten und verziert, sowie mit Ringen von Cuivre poli versehen, wodurch das Ganze ein elegantes Aussehen erhält und der Kübel „salonfähig“ wird. Dementsprechend werden diese Kübel zunächst nur in den kleineren Nummern von ca. 18, 20, 22, 25 Cent. Durchmesser zum Preise von 14, 17, 50, 20, 25 Mark vorrätig gehalten; im gleichen Muster gearbeitete Unterstüßler werden extra berechnet und kosten zu den vorstehend angeführten Kübeln passend: 3, 3, 50, 4, 50, 5 Mark.



Neues Gartennecessaire mit Geräten aus Messing.

Das neue Gartennecessaire besteht aus einem polierten Holzstäben von ca. 24 Cent. Länge, welches innen mit rotem Tuch ausgelegt ist und vier stählerne Geräte von annähernd gleicher Größe, nämlich: Spaten, Hack, Hacke und Räteisen aufnimmt. Diese letzteren sind aus Messing hergestellt und mit



polierten Holzgriffen versehen; sie präsentieren sich demnach weit eleganter und sind auch im Gebrauch bedeutend lauberer als die bisher üblichen Geräte von Stahl und Eisen. Der Preis von 5 Mark ist mäßig zu nennen und dürfte viele Blumentliebhaberinnen zur Anschaffung des hübschen Necessaires veranlassen, welches bei Bearbeitung der Erde in Blumentöpfen, Kübeln, Spatierkästen u. außerordentlich am Platze ist.

Bezugsquelle für obige Gegenstände: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

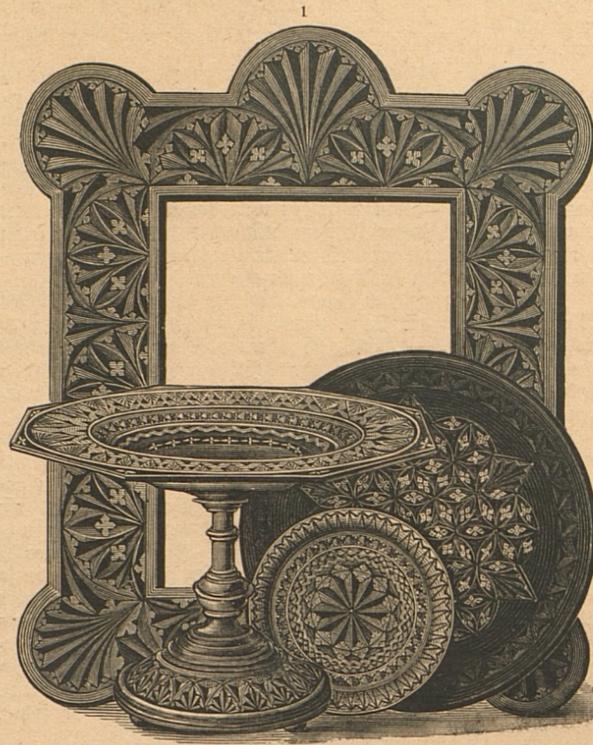
Nachdruck verboten.

### Dilettanten-Arbeiten.

#### Die Kerbschnitzerei.

Seit kurzem hat sich bei uns eine Arbeit eingeführt, von der wohl wenige der geehrten Leserinnen wissen, daß dieselbe zu den ältesten Handarbeiten gehört, die die Kulturgeschichte aufzuweisen hat, und deren Spuren wir bei den verschiedensten Völkern bis in die ältesten Zeiten hinein verfolgen können, nämlich die Kerbschnitzerei, auch Flachschnitzerei genannt. In dem königlichen Gewerbemuseum zu Berlin finden wir Ruber von Südseeinsulanern in obengenannter Weise verziert, wir finden Möbel aus Daghistan (am kaspischen Meere), die gleiche Schnitzerei aufweisen. Daß jene rohen Völker keine nach unserm Geschmack vollendeten Kunstwerke schufen, wird niemand bezweifeln, daß sich aber in diesem Zweige des Kunstgewerbes Großartiges zu Stande bringen läßt, beweisen die Meisterwerke der Japaner, deren Geschmack im Entwurf und deren Feinheit in der Ausführung uns die höchste Bewunderung abnötigen. Unzweifelhaft gehört die Kerbschnitzerei zu den ältesten Handarbeiten, denn das erforderliche Material besteht in dem primitivsten aller Werkzeuge, dem Messer, das bei gänzlich unzivilisierten Völkern wahrscheinlich durch den spitzen Stein ersetzt worden ist, da weiche Holzarten sich auch damit bearbeiten lassen. Den höheren Anforderungen des Geschmacks folgen natürlich entsprechende Anforderungen an die Technik und infolge dessen auch an die Werkzeuge, so daß für feinere Arbeiten sorgfältig hergerichtete Eisen erforderlich sind. Von den europäischen Kerbschnitzereien sind seit langer Zeit in weitesten Kreisen die kunstvollen Arbeiten der Bewohner von Berchtesgaden bekannt, deren Feinheit und Eleganz sich einen Weltruf erworben haben. Berchtesgaden ist aber nicht der einzige Fleck Europas, auf dem die Kerbschnitzerei zu hoher Blüte gebracht worden ist, auch in Ostfriesland wird sie fleißig betrieben und die skandinavische Halbinsel ist das Land, in der dieser Zweig des Kunstgewerbes die größte Ausdehnung erlangt hat, was ganz natürlich ist, da der immense Holzreichtum des Landes die durch Bodenbeschaffenheit und Klima von vielen Berufsarten ausgeschlossenen Bewohner auf diesen Erwerbszweig hingewiesen hat. Von den einfachsten Gegenständen, kleinen Tellern und Kästchen, bis zu großartig ausgeführten Truhen und anderen Möbelstücken, Bierhumpen und Tönnchen bietet sich besonders für den Fremden eine reiche Auswahl von Geschenken für seine Lieben in der Heimat. Die Holzschnitzerei wird aber in

Schweden nicht nur als Industriezweig betrieben, sondern in Haus und Schule wird die Jugend zur Erlernung dieser Handfertigkeit angehalten, um Knaben und Mädchen früh an Sicherheit der Hand und des Auges zu gewöhnen. Auch bei uns in Deutschland hat man seit einiger Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit dem Handfertigkeit-Unterricht zugewandt, und es war natürlich, daß gerade die Kerbschnitzerei einer der wesentlichen Lehrgegenstände wurde. Doch nicht nur für Knaben ist diese Kunstfertigkeit eine angenehme Beschäftigung, denn die Präzision und Sauberkeit, die sie erfordert, die mannigfache Anregung, die sie der Phantasie durch die



Gegenstände in Kerbschnitzerei.

selbständige Zusammenstellung der Muster gewährt, machen sie so recht eigentlich zu einer Beschäftigung für Frauenhand. — Deshalb ließ auch die Frau Großherzogin von Baden nach einem Besuch in Schweden eine schwedische Dame nach Karlsruhe als Lehrerin an die Frauenarbeitschule kommen, welche die Einführung des Unterrichts in der Kerbschnitzerei bewerkstelligte.

In nebenstehenden Abbildungen zeigen wir den geehrten Leserinnen einige Gegenstände, die in genannter Weise geschnitten sind. Nr. 1 stellt einen Bilderrahmen dar, der aus Eschenholz gefertigt, durch Beizen aber einen eigenartigen Farbenton erhalten hat. Nr. 2 zeigt eine gefällige Visitenkartenschale aus italienischem Nußbaumholz, Nr. 3 ein Spiel- oder Schmucktellerchen aus Birnbaumholz, und Nr. 4 einen Lampenteller aus Ahornholz, der durch Beizen und Bestreichen mit Mattlack wie Ebenholz erscheint.

Zum Schnitzen\* sind Gegenstände aus hartem, nicht feuerndem Holz zu verwenden, die man zunächst mit einer Bleistiftzeichnung versieht, welche aus spitzwinkligen, gleichseitigen und rechtwinkligen Dreiecken zusammengesetzt werden muß. Vermittelt einer Schraubzwinge befestigt man den Gegenstand an einen Tisch, um beide Hände für die Handtierung der Eisen frei zu haben. Mit dem Zierbohrer werden die Konturen sauber ausgehoben, in die Mitte des einzelnen Dreiecks je die Spitze des Ballesens angefeilt, und nachdem es tief eingeschlagen, die Seiten ausgehoben. Spitzwinklige Dreiecke hebt man mit einem Gaisfuß aus, runde Flächen mit einem Flachisen. Flächen, die nicht geschnitten werden, bearbeitet man mit einer Punze und Holzhammer. Nach dem Schnitzen werden die Bleistiftlinien entfernt und helle Holzgegenstände aus Ahorn-, Eschen- oder Eichenholz gebeizt — Sachen aus Obstbaumhölzern mit schöner Maserung nur wie die vorhergehenden (nach dem Beizen) gewaschen: alles Arbeiten die man selbst ausführen kann, ohne wie beim Polieren von Holzmalereien erst eines Tischlers zu bedürfen. Die Arbeit greift die Hände nicht an und kann wie bei Tageslicht ebenso auch bei einer Lampe ausgeführt werden. Die für die Holzmalerei hergerichteten Gegenstände eignen sich, wenn sie massiv sind, auch zu dieser neuen Handarbeit, der wir recht viele Freunde durch diese Zeilen zu gewinnen hoffen.

C. M.

\* Fertige Handwerkskästen für die Flachschnitzerei mit zwei Musterböden, auf denen 20 Muster anschaulich in stufenweiser Ausführung angefangen worden, sind durch Frau Clara Roth, Berlin SW., Wilhelmstraße 139, zum Preise von 25 Mark zu beziehen. Die Musterböden inklusive Anleitung allein für 5 Mark, ebenso alle Werkzeuge einzeln, wie Vorlagen und eine reichhaltige Auswahl roher, aufgezeichneter und angefangener Gegenstände in den verschiedensten Holzarten. Die Red.

### Getriebene Blumenzwiebeln nach dem Abblühen.

Nachdruck verboten.

Die Zwiebel (bulbus) hat wie andere Gewächse einen Stamm oder Stengel, der bei ihr aber in dem kleinen, beinahe scheibenförmigen „Boden“ derselben besteht und Zwiebel-scheibe genannt wird. Sie treibt an ihrem Rande Wurzeln, trägt nach oben fleischige Blätter, von denen die ältesten und



Einfache Hyacinthen.

äußersten vertrocknet, deshalb sehr dünn sind und Zwiebel-schalen genannt werden, während die inneren mehr fleischige und dickere Blätter sind, die Nährblätter genannt werden, weil ihr Zellgewebe zur Aufnahme der Reservestoffe eingerichtet ist; aus ihnen bilden sich die oberirdischen grünen Laubblätter, welche das Weiterbestehen der Zwiebel überhaupt ermöglichen. Die Zwiebel hat, wie die meisten anderen Gewächse, eine Gipfel- (Terminal-) Knospe, die auf der inneren Seite der Zwiebelscheibe sitzt und aus der sich der blüthentragende oberirdische Schoß, der also aus dem unteren Teil der Zwiebel nach oben wächst, besteht.

Diese Erklärung des Wortes Zwiebel gilt z. B. für Hyacinthen und ihre nächsten Verwandten; bei anderen Gattungen kommen geringwertige Abänderungen vor, wie bei der Tulpe, bei der die Wurzeln an der Zwiebelscheibe nicht ringsum, sondern einseitig stehen, und zwar an der Seite, an der die zur Zwiebel des nächsten Jahres werdende Knospe sich bildet; da diese, wie Prof. Dr. Frank in „Lentis' Synopsis der Pflanzenkunde“ sagt, stets dem vorjährigen Blütenstengel abgewendet steht, so sind jene allemal wieder nach derselben Seite gefehrt. Bei einer dritten Sippe von Zwiebeln bildet sich jährlich oberhalb oder neben derselben eine neue junge Zwiebel

und die ältere stirbt ab, wie das bei verschiedenen Lilienarten u. a. die Regel ist. Außerdem entstehen neben der alten Zwiebel noch Nebengebilde, die sog. Brutzwiebeln, welche meist zur Fortpflanzung und Vermehrung der Mutterzwiebel verwendet werden.

Diese kurze Beschreibung des Baues der Zwiebel war notwendig, um in verständlicher Weise die oft wiederholte Frage zu beantworten: „Sind abgetriebene, d. h. zur Winterzeit in Blüte gewesene Blumenzwiebeln auch ferner noch zu benutzen, selbst zum Treiben für den Winter?“ welche Frage von Fachmännern, die nur „im großen“ arbeiten, gewöhnlich mit „Nein“ beantwortet wird. Das ist aber falsch! Der Liebhaber mit kleinem Garten will nicht, der „Herrschaftsgärtner“ auf dem Lande wie in der Stadt darf nicht etwas wegwerfen, was noch brauchbar ist oder durch geeignete Maßnahmen wieder brauchbar gemacht werden kann. Dies gilt namentlich von unseren Blumenzwiebeln, die zu ungewöhnlicher Zeit ihre Blüten und Blätter entwickeln, die zu ungewöhnlicher Zeit wachsen mußten; sie wurden dadurch geschwächt und gewinnen ihre Stärke erst wieder, nachdem sie das eine und andere Jahr naturgemäß gepflegt wurden. Ein Verfahren, die Zwiebel zum alljährlichen Blühen im Winter zu zwingen, besteht in der allmählichen Angewöhnung, indem man eine Zwiebel, die naturgemäß im April blüht, im Topf zuerst schon Ende März, im nächsten Jahre anfangs März, im dritten Jahre Ende Februar u. s. w. blühen läßt; man wird dadurch endlich soweit kommen, daß Hyacinthen selbst schon im Dezember, andere Zwiebeln noch viel früher blühen können.

Aber die Zwiebel braucht, wie alle anderen Gewächse, der Ruhe. Nach dem Blühen entwickeln sie noch grüne Laubblätter, die, wie oben gesagt worden, für das Bestehen, das Weiterwachsen, die Neubildung der Zwiebel unentbehrlich sind; sie soll man nachher wachsen lassen, also durch Gießen auch unterstützen, bis sie und die Wurzeln von selbst vertrocknen.



Gefüllte Hyacinthen.

Damit tritt die Zeit der Ruhe ein, und die Zwiebel wird nicht mehr gegossen; man nimmt sie aus dem Topf, reinigt sie von losen Zwiebelschalen und vertrockneten Wurzeln und verwahrt sie an einem trocknen, schattigen, selbst dunklen Ort bis zum Herbst auf. Je mehr Nährungsstoffe (zum Teil reiner Rindsmist in sonst sandiger, aber fruchtbarer Erde) der Zwiebel im Topf zur Verfügung standen, desto kräftiger entwickelten sich die Blätter, desto kräftiger ist die Zwiebel geblieben. Der Zwiebel auf Wasser (s. Abb.) könnte man zur Zeit der Entwicklung der Blätter durch ein Nährsalz helfen, welches besteht aus einer Mischung von 38% salpetersaurem Ammoniak, 30% doppeltphosphorsaurem (rohem) Ammoniak, 26% salpetersaurem Kali (Salpeter), 5% feingepulvertem doppeltphosphorsaurem Kalk und 1% schwefelsaurem Eisen, eine Mischung, welche jeder Droghändler herstellen kann, und von dem jede Woche — immer nur während der Blattbildung — eine Messerspitze voll dem Wasser beigegeben werden sollte, auf dem die Zwiebel liegt.

Die ausgeruhete Zwiebel wird Ende Oktober auf fruchtbares Land in sonniger Lage ausgelegt, so daß sie auf einem Sande steht, unter welchem sich die stark mit Rindsmist gemischte Erde befindet; sie darf nur wenig mit Erde bedeckt werden; wohl aber muß sie, nachdem der Boden gefroren ist, durch Laub, Nadelstreu und dergl. (wegen der Mäuse nicht Stroh oder strohiger Mist) gegen den Temperaturwechsel geschützt werden. Wo Rindsmist nicht zu haben, gießt man im Frühjahr zur Zeit der Blattentwicklung täglich mit 100-fältig verdünntem Wasser, welches vierzehn Tage und länger auf Hornspähnen oder Knochenmehl gestanden, oder mit ebensolcher Verdünnung des in Wasser aufgelösten Superphosphats aus reichem Lahnphosphorit (15% Phosphorsäure, 28,5% Kali u. a.), bisher vielleicht noch mit Vater-Guano (21,8% Phosphorsäure, 25,9% Kali u. s. w.), weil der größere Gehalt an Phosphorsäure günstig auf die Blütenbildung aller Kruz- und Zierpflanzen einwirkt.

Schließlich mögen bei dieser Gelegenheit von den zum Treiben geeigneten Hyacinthen die frühesten und dankbarsten mit Namen genannt werden. Es sind dies Romaine (von der stets drei Zwiebeln in einen Topf gesetzt werden), die allerfrüheste; dann L'amie du coeur, einfach blau; Henri le Grand, einfach hellblau; Homerus, einfach dunkelrot; Gellert, einfach farnoisinrosa; La jolie blanche, einfach weiß. — Auf Wasser lassen sich am besten treiben: 1. Einfach rote: Duchesse de Richmond, La dame du Lac; Robert Steiger und Prinzessin Charlotte. 2. Einfach blaue: Baron von Thuyll, Prinz Albert, Grand Lilas, Charles Dickens und Regulus. 3. Einfach weiße: Grand Vainqueur, Montblanc, Kronprinzessin, Themistocles, Anna Paulowna. 4. Einfach gelbe: Anna Caroline, Heroine und König von Holland. Von gefüllten blühenden ist nur die rote Lord Wellington zum Treiben auf Wasser zu empfehlen. O. Hüttig.



Hyacinthe auf Wasser.